



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Briefe vom Jahre 1797 : ein Beitrag zur französischen
Sittengeschichte der Revolutionszeit : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die guten Deutschen stehn ihrem Kaiser wahrscheinlich zu nahe, als daß sie seine Bedeutung würdigen könnten, sie stoßen sich an Einzelheiten, die ihnen nicht gefallen, und übersehen darüber die großen Umrisse, denn noch immer scheinen sie bedeutende Männer an ihrer Spitze weder ertragen noch entbehren zu können; sie machen ihnen das Leben möglichst sauer, solange sie regieren, und rufen nach ihnen, wenn sie nicht mehr sind. Gott bessers! *



Pariser Briefe vom Jahre 1797

Ein Beitrag zur französischen Sittengeschichte der Revolutionszeit

(Schluß)



Als Bray am 21. September nach Paris zurückgekehrt war, fand er die Lage im wesentlichen so, wie er sie sich gedacht hatte. Wie von ihm schon in dem ersten seiner Berichte angedeutet worden war, hatte der finanzielle Punkt entscheidend auf die geschehenen Dinge eingewirkt. Die Besorgnis davor, daß im Falle eines Sieges der Reaktionspartei die zum öffentlichen Verkauf gebrachten Nationalgüter den neuen Eigentümern abgenommen und ihren frühern Besitzern zurückgegeben, daß dadurch aber die bestehenden Eigentums- und Kreditverhältnisse auf den Kopf gestellt werden würden, hatte dafür den Ausschlag gegeben, daß die Masse der Nation auf die Seite der „Triumvirn“ trat und sich den Staatsstreich gefallen ließ. War dieser auch von schweren Rechtsverletzungen und von einer zeitweiligen Gewaltherrschaft begleitet gewesen, so erschien das immer noch günstiger, als ein Säbelregiment und ein Bürgerkrieg, der die Greuel der Schreckenszeit wiederbrachte. Nach zweimonatigem Aufenthalt an der Seine kehrte Bray nach Deutschland zurück, um im April 1798 von Mastatt aus seinem Auftraggeber über die Ereignisse der letzten Monate ausführlich zu berichten und deren Summe zu ziehn. Wir übergehn den geschichtlichen Teil dieser Relation und berichten die Schlussfolgerungen, die zu dem Merkwürdigsten und Prophetischsten gehören, was über das moderne Frankreich geschrieben worden ist.

Besondre Aufmerksamkeit verdienen zwei Punkte dieser Denkschrift. In der ersten Hälfte weist der Verfasser unter Bezug auf den Anteil, den Augereau und dessen Truppen an dem Staatsstreich gehabt haben, auf die neue Erscheinung hin, daß die bewaffnete Macht im französischen Staats- und Revolutionswesen eine entscheidende Rolle zu spielen beginne. Als ob er eine Vorahnung von dem 18. Brumaire und die durch diesen eingeleitete

Militärherrschaft gehabt hätte, schreibt Bray das Folgende: „Es scheint, als ob die Revolutionen in Paris künftig denen in St. Petersburg ähnlich sehen, und als ob die Garden des Direktoriums dabei so mitspielen werden, wie es das Regiment Preobraschensk im Kaiserpalast gethan hat. Ein Vestocq oder Sacktarbie (die beiden Haupturheber bei der von einigen hundert Soldaten verursachten Umwälzung vom 5. Dezember 1741, die Elisabeth I. auf den russischen Thron erhob) werden vielleicht hinreichen, Frankreich einen Herrn zu geben.“ Noch überraschender als diese Anspielung ist die Sicherheit, womit der (kurz zuvor der kurpfälzischen Kongreßgesandtschaft beigegebene) Franzose schon im April 1798 den Ausgang des vier Monate zuvor eröffneten Rastatter Kongresses und den durch die Uneinigkeit und Selbstsucht der Mächte angedrohten Zerfall des deutschen Reichs vorher sagt. Der darauf bezügliche Passus findet sich am Schluß unsers Referats im Wortlaut wieder. Im übrigen heißt es, wie folgt: „Vielfach nimmt man an, daß die finanzielle Nothlage*) den Koloss der französischen Republik zu Fall bringen werde. Man hat sich geirrt. Was diese Republik stark macht, ist gerade ihre vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die Erwägungen, die organisierten Regierungen sonst die Hände zu binden pflegen. Frankreich hat schon mehrere Bankrotte gemacht — es taumelt von Bankrott zu Bankrott, und doch hat sich seine Machtstellung nicht vermindert. Man hat sich daran gewöhnt, den Wohlstand eines Staats mit seiner Leistungsfähigkeit zu verwechseln. Die französische Regierung bezahlt ihre Schulden gar nicht und ihre Beamten nur schlecht. Der Vorschlag der Steuern schlägt diese auf 616 Millionen an, von denen nur 500 einlaufen werden, was allein ein Defizit von 100 Millionen repräsentiert.

Um diesen Fehlbetrag zu decken wird man zu Anticipationen und zu neuen Anleihen greifen müssen. Außerdem aber wird man ganz Europa in Kontribution setzen. Frankreich wird den übrigen Nationen mit Gewalt abnehmen, was es selbst verloren hat. Sein politischer Körper wird dadurch weder reicher noch mächtiger werden. Die großen Summen verschwinden hierzulande wie in geheimnisvollen Abgründen, indem Habsucht, Egoismus und Räuberwesen der Verwaltenden die Beute teilen. Braucht man Geld, so fordert das Direktorium es von den beiden Räten. Diese eröffnen dem einen oder dem andern Minister einen bestimmten Kredit, und der Minister verschachert diesen. Die Agioteure bemächtigen sich der Sache, strecken etwa ein Achtel des eröffneten Kreditbetrags bar vor und teilen dann mit einflußreichen Herren ihre Schuldforderung an die Regierung, die ihnen Bons an die Departements-einnehmer ausstellt. Diese Einnehmer lassen sich bezahlen, um die angewiesenen Forderungen überhaupt zu begleichen, und das Volk bezahlt schließlich 20 Millionen für 4 Millionen, die dem öffentlichen Dienste wirklich

*) Am 30. September 1797 (9. Vendemiaire des Jahres VI) hatte das Direktorium die französische Staatsschuld durch einen Gewaltstreich auf ein Drittel ihres Betrags, das sogenannte tiers consolidé, herabgesetzt.

zu gute gekommen sind. Ich kenne Kompagnien, denen der Staat bis zu 4 Millionen in bar schuldet. Einer der Associés hat mir gesagt, er würde die Hälfte dieser Summe opfern, um die Chefs der Regierung zu gewinnen und trotzdem 100 Prozent verdienen. Es erscheint unmöglich, daß Vertrauen und Kredit noch tiefer sinken, als sie heute stehn. Und dennoch wird die Regierung, solange sie die Macht in Händen hat, mit ihren Bankrotten zwar Unglückliche, aber keine Empörer machen. Solange die Steuern eine erflöckliche Summe abwerfen, werden sich immer Leute finden, die auf sie spekulieren und Kredit geben.

Dazu kommt, daß jedermann sein Interesse von dem der Republik zu trennen sucht. Die Abseßbarkeit der Beamten und ihre übermäßige Zahl hat den Staat mit einer Masse von Leuten beladen, die ohne Vermögen und ohne Vertrauen in die Haltbarkeit ihrer politischen Stellung einzig darauf bedacht sind, sich vor Schicksalsschlägen zu sichern und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ein unabhängiges Vermögen zu erwerben. Der Mangel jeder Art von Religion und jeder Art von Gewissenskrupeln hat es dahin gebracht, daß man dabei ohne die geringste Scham vorgeht. Die meisten Beamten kennen keine Scheu vor dem Urtheil der Welt, keine Selbstachtung und keine Achtung des andern. Zumeist niedern Klassen entstammend, sind sie selbst unter den Gleichgestellten unbekannt. Es liegt ihnen nichts daran, ihren Namen aus dem Dunkel ans Licht zu bringen, wenn sie ihn nur mit dem Glanz einer üppigen Schande umgeben können. Nicht als ob es keine ehrlichen Beamten gäbe — in der Provinz kommen sie sogar häufig vor —, aber alles, was zur Zentralverwaltung gehört, in Paris, in den Hafenstädten, oder was bei den Armeen sein Wesen treibt, ist korrumpiert.

Eine Regierung solcher Art kann weder Vertrauen einflößen, noch Kredit haben, aber ich wiederhole es, mit Frechheit, Energie und Machtmitteln ausgestattet hat sie herzlich wenig Interesse an der öffentlichen Meinung.

Sittenlosigkeit und Verfall der Lehranstalten, die früher den öffentlichen Unterricht besorgten, haben die Masse der französischen Nation in stark fühlbarer Weise verroht. Wohl machen der Ruhm seiner Armee, die große Zahl kluger Köpfe, eine gewisse Energie, die die Geister während der revolutionären Stürme gestählt hat, das französische Volk noch für eine Reihe von Jahren mächtig und gefährlich. In seiner Mitte aber wächst eine Generation auf, die dereinst die Schande der Menschheit sein wird. Die jungen Leute von siebenzehn bis vierundzwanzig Jahren sind über alle Begriffe frech und unwissend. Vergeblich hat die Kritik die junge Generation zum Stichblatt genommen. Diese Jugend ist führerlos aufgewachsen, und ohne daß eine sichere Hand sie inmitten der revolutionären Kloake gehalten hätte. Die lächerlichsten äußern Formen verbinden sich bei ihr mit vollendeter geistiger Unfruchtbarkeit. Die jungen Leute überschwemmen das Theater, die Gesellschaft, die öffentlichen und die privaten Versammlungsorte. Arrogant, wie alle Unwissenden, halten sie sich für Philosophen, weil sie die Masse verachten, und weil sie sich eine Art

von gutem Ton geschaffen haben, der im Grunde genommen nichts andres als absolute Nichtachtung alles Guten und Nützlichen zum Inhalt hat. Kommt man mit diesen Anatreons der Goffe in Berührung, so könnte man fürchten, daß Geschmack und die Höflichkeit alsbald aus Frankreich vollständig verbannt sein werden. Hat es auch seine Wichtigkeit damit, daß die Gesetze ohne Sitten nichts sind (Quid leges sine moribus?), so bleibt es doch ebenso wahr, daß schlechte Gesetze gute Sitten verderben. Neben der Abschaffung der Religion — denn das Geschwäg der Philanthropen hat das Evangelium nicht ersetzt — ist das Strafgesetzbuch zur Quelle der schlimmsten Übelstände geworden. Als alle Leidenschaften entfesselt waren, schuf man ein Gesetzbuch, das für Engel gemacht zu sein schien; ja man könnte meinen, die Gesetzgeber hätten an der Möglichkeit eines Verbrechens gezweifelt. Lepelletier de St. Fargeau, der Verfasser dieses Kodex, wurde denn auch ermordet, aber der Thäter wurde nach seinem Gesetze begnadigt. Ich habe von Gohier, dem Exminister und Präsidenten des Kassationshofs, sagen hören, daß die Unzulänglichkeit des neuen Gesetzbuchs derartig sei, daß es fast unmöglich werde, den Schuldigen zu bestrafen. Verbrechen, die jeden Menschen mit Mut erfüllen, werden nach den „Intentionen“ ihrer Thäter beurteilt, und diese werden freigesprochen. Kleinere Einbruchsdiebstähle werden strenger geahndet als entsetzliche Verschleuderungen und skandalöse Betrügereien. Die erbärmliche Organisation der Gendarmerie und die noch schlechtere Zusammensetzung der Gerichte, in denen schlecht bezahlte, absehbare Richter in der steten Furcht leben, sich Feinde zu machen, haben die Unordnung auf die Spitze getrieben. So muß man aller Augenblicke das morsche Gebäude neu verkitten, harte Gesetze schaffen, um dem Übel zu steuern, das allzu milde Gesetze herbeigeführt haben. Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs sind aber nicht minder schädlich als die des Strafkodex. Die Leichtigkeit der Ehescheidung, die Abschaffung des freien Testamentsrechts, das den Vätern möglich machte, ihre Kinder in Zucht zu halten, und eine Anzahl geradezu widersinniger Gesetze schädigen den Gang der Justiz, ziehn die Prozesse in die Länge und tragen dazu bei, die Bande zu lösen, die die Familie zusammenhielten. Die von geschiednen Eltern erzeugten, verwahrlosten und von gewissenlosen und lasterhaften Vätern verlassenen Kinder wachsen heran und fühlen für die, die sie in die Welt gesetzt haben, Verachtung und Gleichgültigkeit. Das Glück der Familie aber ist doch der beste Bürge für die Wohlfahrt des Staats!

Dieser kurze Abriss wird genügen, um einen Begriff von der moralischen und politischen Lage Frankreichs zu geben. Das Bild ist sicherlich nicht glänzend. Trotz aller Schäden, die an ihm nagen, geht der französische Staat aber durchaus nicht dem Untergange entgegen. Es bedürfte im Gegenteil mehr denn einer Herkuleskraft, um die heutige Ordnung der französischen Dinge umzustürzen. Die Aufhebung der Zehnten und Feudalabgaben und der Verkauf der Nationalgüter haben den Bauern vom Pächter zum Grundbesitzer gemacht und die Zahl der kleinen Eigentümer ungeheuer vervielfältigt. Da es vor-

nehmlich Besitzlose sind, die die Steuern dekretieren, so werden diese den Reichen aufgelegt: die große Masse leidet also nicht. Es giebt fast nirgends eigentlichen Reichtum, während ein ziemlich allgemeiner Wohlstand herrscht, natürlich die Landesteile ausgenommen, wo der Bürgerkrieg gewüthet hat. Die Masse der Staatsbürger ist demgemäß der heutigen Regierung wohl geneigt. Käme es endlich zum Frieden, so würde der Handel, von dem erstaunlichen französischen Gewerbefleiß unterstützt, alsbald wieder den Überfluß ins Land bringen.

Die Regierung beurteilt diese Lage der Dinge durchaus richtig. Ihre ganze Politik geht dahin, den Besitz so viel als möglich zu teilen und so die größte Zahl von Staatsbürgern durch ihre materiellen Interessen an das neue Regime zu fesseln. Diese Regierung, die aus waghalsigen und energischen Männern zusammengesetzt ist, hat seit dem 18. Fructidor ihre Machtbefugnisse bedeutend erweitert. Die beiden Räte sind ihr unterstellt, alle Verordnungen gehn von ihr aus, und diese Verordnungen sind an sich Gesetze. Ihre Macht über die Armee ist unendlich viel größer und absoluter, als es je die eines Königs von Frankreich gewesen ist. Die Regierung kassiert und ernennt ganz nach ihrer Willkür, ohne Ansehen des Ranges, des Alters und der Anciennität, sie verteilt die Heereskräfte, gebietet über alle Fonds der Republik und annulliert die Volkswahlen, sobald es ihr gefällt. In den Departements hat die Regierung bei jedem Gericht ihren Kommissar — energische Richter schüchtert sie durch Anklagen auf Bestechlichkeit ein, wie das noch neulich in La Dyle geschehn ist. Obgleich im Besitze der legislativen Gewalt, greift sie doch täglich auf das Gebiet der Justiz hinüber. Die Teilung der drei Gewalten, die der Schutzbrief der Freiheit sein sollte, ist vollkommen illusorisch geworden.

Eine Regierung, die im Innern des Staats über eine solche Machtfülle gebietet, muß nach außen hin eine Gefahr sein. Das Direktorium hat nur zu wohl den Vorteil seiner Stellung erkannt, und seine Mitglieder spekulieren auf Europa, wie sie auf Frankreich spekuliert hatten. Die verschiedenen Staaten sind die Spielbälle ihrer habgierigen und wilden Leidenschaften geworden. Wie die römischen Triumvirn haben sie sich die Welt im voraus geteilt und sich einander gegenseitig die Verpflichtung auferlegt, sich Vorschub zu leisten. Die ungeheuersten politischen Pläne sind der Gegenstand ihrer Erwägungen. Der hartnäckige Widerstand Englands hat ihren Hochmut aufs äußerste verlegt. Sie haben sich gesagt, daß man diese rebellische Insel erobern müsse. In ihrer blinden Wut legen sie sich nicht einmal Rechenschaft darüber ab, daß die Waffen, mit denen sie ihre Feinde bekämpfen, ihnen selbst verderblich werden müssen: z. B. das Gesetz über die Schiffahrt der Neutralen, die schlechte Behandlung der englischen Gefangnen und alle die willkürlichen Maßregeln, mit denen Frankreich das übrige Europa in Schrecken setzt.

Diese Lage der Dinge, mag sie auch nicht allzu lange andauern, stellt viel Unglück in Aussicht. Zwei Regierungen sind schon unter den Schlägen

des Direktoriums zusammengebrochen; aus den Kabinetten der Großmächte hat sich zu ihren Gunsten kein Laut vernehmen lassen. *)

Das Direktorium glaubte den Sturz der Schweizer Republiken ohne Krieg herbeiführen zu können. Man hatte es glauben gemacht, daß bloße Demonstrationen genügen würden, und nur wider Willen hat es Gewalt angewandt. Nicht aus Schonung oder aus Humanität, sondern nur, um nicht den Schleier zu zerreißen, der die Augen der übrigen Staaten täuscht. Welche blutigere Beleidigung könnte man Europa zufügen, als die, daß man ein friedliches Volk angreift, da seine Regierungsform Frankreich mißfällig erscheine. Wenn man dies offen zugeben wollte, so hieß es den andern sagen, welches Schicksal auch ihnen bevorstehe. Es ist zweifellos eine der bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen, daß sich keine einzige Regierung bei der Vergewaltigung Roms und der Schweiz auch nur gerührt hat. Daß ein freches Possenspiel mit den zwölf Lastern der Päpste genügt hat, Autoritäten zu stürzen, die durch Jahrhunderte von allgemeiner Ehrfurcht umgeben waren, ist unerhört.

Der Erfolg, der diese beiden Unternehmungen begleitet hat, schließt die Hoffnung auf künftige Mäßigung des Direktoriums aus. Völl Verachtung dessen, was es umgiebt, wird das Direktorium jeden seiner Wünsche zum Gesetz erheben und ein System daraus machen. Diesen Leuten dient der Krieg zum Kitt ihrer Autorität, er stellt ihnen eine Fülle von Mitteln zu Gebote, deren sie sich ohne ihn entschlagen müssen. Inmitten eines monarchischen Europas werden sich die Männer des 18. Fructidor immer in Gefahr glauben, inmitten eines der Anarchie preisgegebenen Europas wird Frankreich dagegen das einzige Land sein, das eine fest organisierte Regierung hat. Auf diesem Gedanken ruht ihre ganze Politik. Sie denken gar nicht ernsthaft daran, »mit den Königen« Frieden zu schließen, denn die letzten Ereignisse haben ihnen deutlich gezeigt, bis zu welchem Punkte sie den Königen Troß bieten können.

Hätte das Direktorium den Frieden gewollt, so wäre er längst geschlossen. Vor dem 18. Fructidor wünschte die Pariser Regierung den Krieg, weil ihre Kräfte aufs äußerste angespannt waren. Nach dem 18. Fructidor wollte diese Regierung den Frieden nur zum Teil und unter sehr harten Bedingungen. Bonaparte ist beim Abschluß des Friedens über seine Instruktionen hinausgegangen. **) Seitdem hat er das Vertrauen der Regierung eingebüßt. Dieser große Mann hat vergessen, daß Revolutionen ihre Helden wie Glas zerbrechen. Er hat die herrschende Partei bekämpfen wollen, nachher aber erkannt, daß er isoliert ohnmächtig sei. Heute ist er allen Pfeilen des Meides ausgefegt.

*) Es sind die Einnahme und Brandschatzung Berns, der Umsturz der alten Schweizer Verfassung (März 1798) und die Verwandlung des Kirchenstaats in eine römische Republik gemeint (18. Februar 1798).

**) Es sind der Frieden von Campo Formio und die Überlassung Venetiens an Oesterreich gemeint. Zur Zeit der Abfassung des Brayschen Berichts bereitete Napoleon die Expedition nach Aegypten vor.

Und doch hat man nicht gewagt, Hand an ihn zu legen, denn sein Sturz, inmitten seines Ruhmes, wäre die Schande ganz Frankreichs. Doch, wie Treilhard sagte: »Wer sich zum Idol macht, verurteilt sich dazu, zerbrochen zu werden.« Unter dem Vorwande, ihn mit Ehren zu überhäufen, hat man damit begonnen, ihn von den Verhandlungen in Rastatt fernzuhalten. Seitdem ist der Plan gefaßt worden, ihm den Zug gegen England nicht anzuvertrauen.

Hätte das Direktorium gewagt, der Nation den Frieden vorzuenthalten, so hätte es den Frieden von Campo Formio nicht ratifiziert. Hat das Direktorium ihn dennoch ratifiziert, so geschah das mit dem Hintergedanken, die Vertragsbedingungen, sobald es ihm paßte, zu verlegen. Kaum sind einige Monate verflossen, und schon ist dieser Plan zur Wirklichkeit geworden.

Wer könnte jetzt noch daran zweifeln, daß die französische Regierung den Plan verfolge, die Revolutionen zu generalisieren. Italien, Spanien, Portugal sind ihr preisgegeben, selbst Deutschland ist in einen Zustand von Gärung versetzt und über das Resultat der Rastatter Verhandlungen im unklaren gelassen, Oesterreich wird mit neuen Rekrimationen überschüttet und mit einer Art von Raffinement in seinen gerechtesten Ansprüchen verletzt werden.

Aus dem Vorhergesagten geht also hervor, daß Frankreich heute in politischer Beziehung eine imposante Macht ist, die um so gefährlicher ist, als seine Kräfte gänzlich außerhalb der Grenzen liegen, die den übrigen Regierungen gezogen werden, also vollkommen unberechenbar sind. Ihre Mängel geben der französischen Regierung mehr Energie, als irgend welche Vollkommenheit es vermöchte. Sie greift ohne Kriegserklärung an, sie zerstört ohne andern Grund, als weil ihr das beliebt, sie spricht von Einheit und stiftet allenthalben Unfrieden. Schwere Schäden lasten allerdings auf dem französischen Volke, seine physischen Kräfte werden dadurch aber nicht beeinträchtigt, ja seine militärische Organisation wird dadurch noch gehoben.

Mit diesem Volk und dieser Regierung hat das römisch-deutsche Reich (so. in Rastatt) zu verhandeln — das Reich, das einst so gewaltig war, heute aber zerrissen, geteilt und verarmt ist. Seit vier Monaten ist der Kongreß eröffnet, der ihm den Frieden sichern soll, und kaum sind zwei streitige Punkte erledigt. Es scheint fast, als hätten die Deputierten hier nichts andres zu thun, als den französischen Vorschlägen beizustimmen. Das Reich ist so offenbar ohne alle Widerstandskraft, und die Franzosen sind der Uneinigkeit der großen Höfe so sicher, daß es kaum ein Opfer noch eine Demütigung giebt, die sie ihm nicht aufzuerlegen gesucht hätten. Ihr ganzer Plan geht augenscheinlich darauf hin, alle Eifersüchteilen aufzustecken, dem einen zu versprechen, dem andern abzuschlagen, die Gemüther zu bearbeiten und allenthalben Keime des Unfriedens und der Zwietracht zu säen. Nur ein schneller und aufrechtiger Zusammenschluß der großen Höfe, ein absoluter Verzicht auf alle Vergrößerungspläne vermöchten die Franzosen zum Abschluß einer Verhandlung zu zwingen, die sie ins unendliche hinausziehen wollen. Dadurch aber wird

es ihnen ein leichtes werden, die großen und die kleinen Staaten einzeln zu vernichten, nachdem sie diese durch lügnerische Versprechungen und falsche Freundschaftsbezeugungen geteilt und in die Irre geführt haben.“



Weiteres über Ibsen

Schlußwort



Wenn man unter einem Dekadenten einen jungen Menschen versteht, der sich durch Ausschweifungen die Rückenmarkschwinducht zugezogen hat, und der zwischen krankhafter Erotik und ebenso krankhafter religiöser Mystik hin- und herdelirierende Gedichte schreibt, so ist Ibsen*) keiner, denn er ist bis zu seinem siebenzigsten Jahre gesund und schaffenskräftig geblieben, und auch seine letzten Stücke bekunden noch die Meisterhand des sorgfältig und fleißig arbeitenden dramaturgischen Handwerkers. Aber die Personen dieser letzten Stücke sind allesamt dekadent, d. h. kernfaul, und wenn ein Dichter nichts mehr zu schauen gibt als eine dekadente Welt, wenn er dadurch offenbart, daß er sich in das Kranke und Faulle verliebt hat, so darf man ihn wohl selbst einen Dekadenten nennen. Und bei Ibsen paßt das Wort eigentlich noch besser als bei solchen Franzosen, wie Verlaine einer war, denn die haben von Anfang an nichts getaugt, während Ibsen wirklich von einer bedeutenden Höhe hinabgesunken ist.

Die Wildente gehört chronologisch nicht in die letzte, die Stücke der neunziger Jahre umfassende Gruppe, sie ist vor Rosmersholm und der Frau vom Meere geschrieben, aber ihr Personal ist das allerdekadenteste, es besteht aus lauter Zuchthaus-, Arbeitshaus- und Narrenhauskandidaten. Der alte Werle ist zwar bloß ein Lebemann und sonst ein guter Kerl, aber ein Geschäftchen, das möglicherweise ins Zuchthaus führt, weist er nicht von der Hand, wenn er für sich einen andern sitzen lassen kann, den er ja dann samt Familie durchzuschleppen bereit ist. Der alte Ekdal, der Dummkopf, hat sich zum Sitzen für Werle hergegeben, läßt sich dann trotz seines Leutnantsrangs von ihm unterstützen und tröstet sich mit der Branntweinflasche und dem kindischen Jagdspiel auf dem Boden. Er gehört eben, wie Werle sagt, zu den Leuten, die gleich zu Grunde gehn, wenn sie ein paar Schrotkörner in den Leib bekommen. Sein Sohn Hjalmar aber ist der widerwärtigste Lump, den man sich denken kann. Daß er mistfaul ist, daß er sich durch die Arbeit von Frau und Tochter ernähren läßt, daß er seine Zeit zwischen dem Getändel mit seinem Vater und faulem Hinbrüten teilt, daß er dem Töchterlein vom Diner

*) Siehe die Aufsätze über Gräbnerdramen im 37. und 38. Heft.